

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Zur Erinnerung an Theophil Stern. Organisten an der Neuen Kirche

[urn:nbn:de:bsz:31-339532](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339532)

Zur Erinnerung an Theophil Stern

Organisten an der Neuen Kirche.

Wir stehn in den sechziger Jahren. Frühling ist's draußen in der Natur, der Sonntag ist angebrochen, und auf der Thurmuhr des Straßburger Münsters schlägt es neun. Auf dieß gegebene Zeichen setzt sich zuerst das Glöcklein der benachbarten Neuen Kirche in Bewegung, die übrigen folgen seinem Beispiel, und weithin über die Dächer der Stadt erschallt nun das harmonische Geläute, das die Gläubigen zum Hause des Herrn ruft. Den Sopran singt die Neukirchglocke mit ihrem Silber-ton, und St. Thomae brummt den Baß dazu. Schlag neun wandert über den Gutenbergplatz eine wohlbekannte Gestalt. Vater Stern ist's, der mit seinem Notenheft in der Hand seiner Pfarrkirche zuschreitet, um seinen gewohnten Platz vor der alten Silbermann'schen Orgel einzunehmen. Nach dem Lied braucht er sich nicht erkundigen, er hat es längst erfragt und in seinen Inhalt sich vertieft. Das Choralbuch liegt aufgeschlagen auf dem Notenpulte, und unter den Präludien ist zu Hause schon eine passende Auswahl getroffen worden.

Drunten in der Kirche haben sich bereits die Bänke gefüllt; Vater Härter besteigt die Kanzel, und droben im Dachreiter schließt das Glocklein seinen metallenen Mund. Das Zeichen mit der Klingel ertönt, die Kalkanten eilen hinauf auf den Speicher, um ihre Turnübungen auf den Blasebälgen zu beginnen, und gleich darauf brausen mächtige Afforde durch die Hallen der alten Dominikanerkirche. Feierliche Harmonien ertönen, und gespannt lauscht die Versammlung den Weihelängen, die der Meister seinem wundervollen Instrument entlockt. Kein Concert, kein Virtuosenstück, keine „Zukunftsmusik“ bekommt sie zu hören, sondern einfache, passende Tonsätze, die in die rechte Stimmung sie versetzen und den Gottesdienst in würdiger Weise einleiten. Wer aufmerksam hinhorcht, der merkt schon zum Voraus, welches der Grundton der ganzen Predigt sein wird. Ein zweites Präludium beginnt, kräftig stimmt die zahlreiche Gemeinde in den Gesang ein, den Walbhardt, der würdige Kantor, mit seiner etwas näselnden Stimme leiten hilft, und folgt aufmerksam der geistgesalbten Predigt des sel. Härter. „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehn, und über ein Kleines, so werdet ihr mich sehn“, so lautet das alte Sonntagsevangelium. Redner zeigt, wie das ganze Leben der Kirche und des einzelnen Christen ein beständiger Wechsel von Trauer und Jubel, von Nichtsehn und seligem Schauen ist, und diesen Wechsel schildert auch das sinnige Orgelspiel, welches den Eindruck der Predigt in Tönen wiedergibt. Wehmüthige Mollafforde ertönen, Oboe und Vox humana fangen an zu seufzen und zu klagen; doch bald nimmt das Spiel eine

andere Wendung. Geschickt angebrachte Modulationen leiten wie in Beethovens Symphonie zu „angenehmeren und freudevolleren Weisen“ über, und deutlich klingt durch die lichtvolle Harmonie Bachs tröstliche Pfingstarie: „Mein gläubiges Herze, frohlocke, sing, scherze: mein Jesus ist da!“ Die Gemeinde antwortet auf diesen Freudenruf mit Martin Rinkarts deutschem Te Deum: „Nun danket Alle Gott“, und unter den Klängen des „Halleluja“ aus Händels Messias verläßt sie tiefergriffen das Gotteshaus.

Vater Stern, dessen Compositionen in gewissem Sinne eine reformatorische Bewegung in unserm Elsäßer Choralgesang hervorgerufen haben, war nicht nur ein ausgezeichnete Künstler, sondern auch ein lebendiger Christ. Man fühlte es ihm ab, wie sehr ihm seine Neukirchorgel ans Herz gewachsen war; die herrlichsten Klangcombinationen wußte er zu erzielen, und die erhabensten Gedanken und Gefühle auf seinem Instrument zum Ausdruck zu bringen. Allein was er schuf und wirkte, das schuf und wirkte er zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde. Was der unsterbliche Bach als Motto über seine Werke schrieb: „Gott allein die Ehre“, das ist auch Sterns Lösungswort gewesen in seinem gesegneten Berufswirken.

Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, Näheres über die geistige Entwicklung dieses um unsern heimatlichen Kirchen- gesang so hochverdienten Mannes zu erfahren. Seinen Lebens- lauf hat er im 83. Lebensjahr niedergeschrieben, und zwar mit jener schönen, festen, charakteristischen Handschrift, die alle seine Freunde und Schüler bewundert haben. In schlichter, anspruchs- loser Weise rollt er vor unseren Augen das Bild seiner Jugend

und seines Mannesalters auf, aber nirgends findet sich die geringste Spur von Selbstruhm, Eitelkeit und künstlerischem Ehrgeiz. Er läßt uns einen Blick werfen in seine Jugenderlebnisse, seine Freundschaftsbeziehungen und in sein schönes Familienleben, er führt uns im Geist in die reizenden Schwarzwaldthäler und Schweizerberge, wo er alljährlich Ruhe nach anstrengender Arbeit und Kraft zu neuem Schaffen fand; er zeigt uns, unter welchen Einflüssen das Bewußtsein seiner Aufgabe und der Sinn für das eigentliche Wesen des Gemeindegesangs und des Orgelspiels in ihm erwachte, und in den kleinsten Führungen seines Lebens läßt er uns die Hand Desjenigen erkennen, der Alles wunderbar und herrlich hinausführt. Er war fest überzeugt, daß seine Gabe von oben kam, und daß Gott ihn absichtlich zum Organistendienst bestimmt hatte, theils um ihn vor den Versuchungen der Welt zu bewahren, theils um ihm die Mittel an die Hand zu geben, unseren heimatlichen Kirchengesang in neue Bahnen zu lenken.

In einem kleinen Hause der Büchergasse zu Straßburg wohnte zu Anfang dieses Jahrhunderts der ehrsame Schreinermeister und Kirchenpfleger Johann Georg Stern. Mit großer Pünktlichkeit und Tüchtigkeit stand er seinem Geschäfte vor, und seine Frau Marie Elisabeth Weber erzog ihre vier Kinder in der Furcht Gottes. Eines derselben war unser Georg Friedrich Theophil Stern, der am 24. Juli 1803 das Licht der Welt erblickte. An einem Sonntag ward er geboren, und eingedenk der vielen Wohlthaten, die Gott in seinem Leben ihm zugewandt, nannte er sich gern ein Sonntagskind. Häufig nahm

der gottesfürchtige Vater den kleinen Liebling auf den Schooß und erzählte ihm biblische Geschichten. Unvergesslich blieb dem Knaben die Stunde, in der er vor seinem Sterbebette niederkniete, um seinen Segen zu empfangen, und wahr wurde an ihm das Wort: der Eltern Segen baut den Kindern Häuser. Einst kehrte der dreijährige Knabe von einem Spaziergang heim, da sah er den Altgejellen auf der Hobelbank sitzen und fragte ihn, was er mache. „Einen Sarg für deinen Vater“, so lautete die bündige, vieljagende Antwort.

Nach dem Ableben des Mannes mußte die Wittve den Haushalt allein besorgen. Ihren einzigen Sohn Theophil übergab sie der treuen Pflege einer frommen Tante, die ihm viel Liebe erwies, und die drei Töchter behielt sie bei sich. Eine Zeitlang führte sie das Schreinergeschäft mit Hülfe einiger Gesellen fort, allein die Sache war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und bald sah sie sich genöthigt, auf Anrathen des Vorstehers der Herrnhuter Brudersocietät, eine andere Erwerbsquelle zu suchen. Sie gründete eine Schule und sammelte ungefähr sechzig kleine Kinder um sich, bei deren Unterweisung die in der Jugend erworbenen Kenntnisse ihr sehr zu statten kamen. Durch ihre Gewissenhaftigkeit und ihren rastlosen Eifer ersetzte sie, was ihr an der nöthigen Schulpraxis fehlte. Hier erlernte Stern das Buchstabiren. Glanzpunkte waren für ihn und seine Mitschüler die Namenstage der lieben Vorsteherin. Mit freudestrahlendem Angesicht erschienen sie früh Morgens im Schulzimmer, um Gedichte herzusagen und der Lehrerin allerhand Geschenke und Blumensträuße zu überreichen. Dann

ging's im „Sonntagsstaat“ hinaus an den Wasserzoll, wo die Neugierigen überall an die Fenster sich drängten, um den Zug der festlich geschmückten Kinder sich anzusehn. Der Augenblick, wo die gute Bürgerfrau „Spießruthen“ laufen mußte durch die gaffend: Menge, war der einzig peinliche an ihrem Ehrentag. Am Ufer standen zwei Schiffe, welche, mit Fahnen und Blumenkränzen geschmückt, die Jugend unter heiteren Gefängen zum „Rechen“ hinaustrugen. Am „Grünen Berg“ wurde gelandet, die Lehrerinnen reichten Erfrischungen umher, und unter Spielen, Tanzen und Singen verflogen rasch die Nachmittagsstunden. Abends fand eine Nachfeier im Schullokal statt, ein schmackhaftes Abendessen wartete auf die Glücklichen, und nun wurde förmlich Sturm gelaufen auf die Semmel, Butterwecken, Kugelhöpfe und Speckfuchen, womit die Tische beladen waren. Zuletzt erhielt jedes Kind ein wenig Wein mit Wasser gemischt, die Gläser klrirten, und aus allen Kehlen erscholl ein feuriges Bebehoch auf die gute Mama Stern. Mit gefüllten Taschen schickte sie ihre Pflegebefohlenen wieder heim.

Die Schule, welcher Frau Wittve Stern vorstand, gab ihr die Mittel an die Hand, sich selbst und ihre Familie auf anständige Weise zu ernähren. Nachdem sie, verschiedener Umstände wegen, geschlossen worden war, erhielt Theophil Unterricht bei einem älteren Manne, der ein wahres Original von einem Lehrer war. Mit einem vorsündfluthlichen Hut auf dem Kopf und einem bis auf die Füße hinabreichenden Zopf zog er durch die Stadt, zum großen Gaudium der Straßenjugend, die achend und scherzend hinter ihm herlief. Nach einigem noth-

dürftigen Uebungen im Lesen, Schreiben und Rechnen trat er, acht Jahre alt, in das „Institut Winter“ ein, welches eine Art Vorfschule für das Gymnasium war und von einigen Candidaten der Theologie geleitet wurde. Etliche unter ihnen haben später eine ehrenvolle Stellung in Straßburg eingenommen, wie die Herren Willm, Professor, und Böckel, Pfarrer zu Alt St. Peter. Allein die Unterrichtsmethode sagte dem jungen Schüler wenig zu. Er mußte eine Unzahl von Köpfen zeichnen und sich das ganze Jahr hindurch mit Augen, Nasen und Ohren abplagen, ohne daß er es zu einer besonderen Fertigkeit im Portraitiren gebracht hätte. Besser gefielen ihm die jährlichen Preisaustheilungen, bei welchen begabtere Schüler Gedichte und Reden deklamirten oder längere Gespräche zum Besten gaben.

In dieser Zeit durfte der achtjährige Knabe seinen ersten Ausflug machen. Bisher war er niemals aus dem Weichbild der Stadt hinausgekommen; um so größer war seine Freude, als er an einem prächtigen Sommermorgen mit den Geschwistern ans Weißthurmthor geführt wurde, wo ein bereitstehender Leiterwagen die kleine Reisegesellschaft nach Waldersbach bei Rothau bringen sollte. Es war Sitte damals, daß Straßburger Bürgerleute ihre Kinder in Familien der dortigen Gegend unterbrachten, um sie Französisch lernen zu lassen. Umgekehrt schickten die Steinhäler die ihren nach Straßburg, damit sie im Deutschen sich übten. Sterns Schwester wurde einer Familie in Waldersbach anvertraut, welche ihrerseits ein Kind der Mutter Stern in Pflege gab. Welch ein Wonne-

gefühl den kleinen Knaben beschlich, als er zum ersten Mal in der Morgenfrische hinaus in die Berge wandern durfte, das läßt sich denken. Mit gespannter Erwartung bestieg er den Wagen. Eine neue Welt that sich vor ihm auf. Die Felder mit ihrem reichen Aerntesegen, die Dörfer mit ihren geräumigen Bauernhöfen, die Kirchtürme, die stolz in die Luft ragten, dies Alles machte einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüth. Im Wirthshaus „zum Glöckelsberg“ wurde Raft gemacht und ein kurzes Frühstück eingenommen, dann ging's weiter den schönen Bergen zu! Bald sahen die Wanderer das reizende Breuschthal vor sich liegen, in der Ferne winkten die zwei Spitzen des Donon, und soweit das Auge reichte, überall majestätische Berge, dunkle Tannenwälder, reizende Landstädtchen!

Abends, nach zwölfstündiger Fahrt, ward Walbersbach erreicht. Die Familie Banzet nahm den jungen Theophil sammt seinen Begleitern freundlich auf und that Alles, um dem neuen Ankömmling den Aufenthalt in ihrem Haus recht angenehm zu machen. Die älteren Bewohner des Orts sah man, ächt patriarchalisch, an der Spitze ihrer Kinder und Kindeskinde durch die Dorfstraßen schreiten. „Papa Oberlin“ stand damals auf dem Höhepunkt seiner reichsegneten Wirksamkeit, und überall fühlte man sich von seinem Geist angeweht. Nirgends hörte man zanken und fluchen auf den Straßen, und von Strolchen, Tagedieben oder Bettlern war keine Spur vorhanden. Oberlin hielt regelmäßig an den Wochentagen wissenschaftliche Vorträge, und Stern erzählte oft von einer Versamm-

lung, in welcher der würdige Pfarrer über Mineralogie sprach und zur Illustration seiner Mittheilungen einige seltene Gesteinsarten und ein Fläschchen mit Merkur herumgab.

Die seltsamen und ungewohnten Dinge, die der Knabe gleich am ersten Tage zu sehen bekam, brachten ihn in fieberhafte Aufregung. Er konnte in der Nacht nicht schlafen, und der Lärm, den die Wanduhr im Erdgeschoß verursachte, war so betäubend, daß er sich einbildete, ein Mann schlage unaufhörlich Feuer mit Eisen und Stahl. Beruhigend wirkten an den folgenden Tagen die schönen Spaziergänge auf den Bergen der Umgegend sowie die munteren Spiele, in welchen die Dorfjugend sich erging. Stern fühlte sich wohl und behaglich bei diesen guten Leuten, und es war ihm recht traurig zu Muth, als er auf einem großen, sechsspännigen Wagen, welcher eine Ladung Baumwolle in Straßburg abholen sollte, die Rückreise antreten mußte. Als das Breuschthal immer breiter wurde und das Murmeln der Bäche verstummte und die Berge zurücktraten, da hatte der kleine Reisende Thränen in den Augen. Diese Liebe zur schönen Gottesnatur hat den Künstler durchs ganze Leben begleitet, und wenn die Ferienzeit anbrach, fühlte er sich nirgends wohler als in den Bergen.

Im eilften Lebensjahr trat Stern in die dritte (jetzt siebte) Klasse des protestantischen Gymnasiums. Letztere bestand damals aus zwei Abtheilungen, Galerie und Auditoire genannt, und die Lehrer Stolz und Himli gaben Unterricht in der französischen und deutschen Sprache. In diese Zeit fällt Sterns erster Klavierunterricht. Ein Kaufmann Namens Rehkopp, der ein warmer

Freund der Brüdergemeinde war, hatte der Verwaltung in Herrnhut ein Legat zur Verfügung gestellt, mit der Bitte, einen ständigen Societätsprediger in Straßburg zu besolden. Die Direktion ging auf diesen Vorschlag ein, und einer der ersten Prediger, die sie anstellte, war Bruder Cramer. Dieser lernte den jungen Theophil kennen und erklärte sich bereit, ihm Klavierunterricht zu ertheilen. Als die ersten Fingerübungen abgefertigt waren, ging Prediger Cramer kleine Stücke von Kozebue, Wanthal, Plehel mit seinem Schüler durch. Hierauf lehrte er ihn Choräle spielen und ersuchte ihn, den Gesang der Societätsgeschwister auf der Orgel zu begleiten. Dies war der erste Anstoß zum Organistenberuf, dem Stern 72 Jahre lang mit unermüdeter Treue oblag. Tiefgerührt gedachte er stets jener entscheidenden Stunde, in welcher er zum ersten Mal vor der Miniaturorgel des Brädersaales sich niederließ. Es war ein gar bescheidenes Instrument; von vier Registern konnte man nur zwei gebrauchen, und an ein Pedal war nicht zu denken. Hunderte von Orgeln hat der geschätzte Expert später unter die Hände bekommen, aber die großartigsten Werke eines Walker, Merklin, Cavalier-Goll, die er später zu prüfen bekam, ließen ihn niemals das Instrumentchen vergessen, auf dem er die ersten Proben seines Organistentalents abgelegt hatte. Beim Rückblick auf jene Erstlingsversuche legt er in seinen eigenhändigen Anzeichnungen ungefähr folgendes Bekenntniß ab: „In Bruder Cramers Anerbieten muß ich zeitlebens den Finger Gottes erkennen. Der Organistendienst hat mir manche Entsagungen und Opfer auferlegt. Während meine Kameraden

fröhlich und guter Dinge waren, in Spiel und Tanz Unterhaltung suchten und am Sonntag Spaziergänge und Ausflüge machten, saß ich bescheiden auf meiner Orgelbank. Aber Gott wußte, was Er that. Er hat mich vor der Luft der Welt bewahrt, Er hat mein Herz zu sich emporgezogen und mir Gnade gegeben, daß ich den Sonntag in seinen Dienst stellen und die Kirchgänger durch mein Spiel für die Eindrücke des göttlichen Wortes empfänglich machen durfte.“ Was Mozart empfand, als er bei der Aufführung seiner ersten Messe entzückt ausrief: „Wie mir da war, wie mir da war!“, das fühlte auch Vater Stern, so oft unter seiner kunstfertigen Begleitung der Gemeindegejang mächtig dahinbrauste.

Hand in Hand mit seiner musikalischen ging auch seine geistige Ausbildung. Im Gymnasium erlernte er bei Brunner, dem späteren Pfarrer an St. Nicolai, die französische Sprache. Professor Lamp docirte Geschichte und Geographie, und Emmerich gab Unterricht in der Religion. Des Letzteren Sohn war der bekannte Timotheus Wilhelm Emmerich, welcher später als Pfarrer an St. Thomae in großem Segen wirkte. Stern schätzte ihn hoch und fühlte sich von seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seinem lebendigen Zeugniß von Christo angezogen. Noch im späteren Alter suchte er Trost und Erbauung in seinen Predigten, und das Studium derselben gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen.

Welch ein Segen auf einem christlichen Gemeindeleben ruht, das ahnte er schon im zehnten Lebensjahre, als Kaufmann Rehkopp ihn veranlaßte, eine Reise nach der Herrnhuter

Niederlassung in Königfeld zu unternehmen. In Begleitung einiger älterer Freunde begab er sich per Wagen zum Mehgerthor hinaus nach Offenburg. Von da gings durch das lachende Kinzigthal nach Hornberg, wo die kleine Reisegesellschaft die erste Nacht zubrachte. Die zahlreichen Bäche, die der Kinzig und der Gutach zuströmen, die tannenbedeckten Höhen und die malerisch am Abhange der Berge gelegenen Ortschaften verfehlten auch diesmal ihre Wirkung nicht. Da die Kunststraße nach Triberg damals nicht existirte, mußte der Wagen die steile Höhe der Benzebene übersteigen, um nach Königfeld zu gelangen. Noch heute fühlt sich der Wanderer, der von der Höhe des „Engels“ aus das grüne Thürmchen des Betfaals durch die Tannen hindurchschimmern sieht, von dem Frieden, der über die waldige Landschaft ausgegossen ist, wunderbar angeheimelt. Mehr aber als die liebliche Gegend, welcher der dunkle Tannenforst zur schönsten Zierde gereicht, erquickt ihn die schlichte Lebensweise der Einwohner, die Reinlichkeit und Ordnung, die in den Häusern herrscht, und der fromme, lautere, biedere Sinn, den die Herrnhuter als schönstes Erbgut von den Vätern überkommen haben. Der junge Stern besuchte die Anstaltgebäude, den Friedhof mit seinen reizenden Anlagen und den einfachen schmucklosen „Saal“, in welchem die Brüder und Schwestern täglich zur Abendandacht zusammen kamen. Die Gottesdienste sprachen ihn ihrer Kürze, ihrer Mannigfaltigkeit und Gebiegenheit wegen ungemein an, am meisten aber die „Singstunden“, weil sie ihm Gelegenheit gaben, die Kunst des Organisten zu be-

wundern, der sämmtliche Choräle auswendig und in jeder beliebigen Tonart zu spielen verstand.

Im Jahre 1818 wurde Stern confirmirt und verließ hierauf das Gymnasium. Prediger Cramer, der von seinem Musiktalent noch nicht die rechte Ahnung hatte, führte ihn zu dem ersten Klavierstimmer der Stadt, Gönner mit Namen, der in wenigen Monaten seine Kunst ihm beibrachte und seine Kunden ihm überließ. Deswegen aber wurde der Klavierunterricht nicht vernachlässigt. Musiklehrer Schmutz lehrte ihn die Studien von Duffek, Clementi und Cramer spielen und nahm ihn in die öffentlichen Concerte mit. Mächtig war der Eindruck, den die Aufführung der C-moll-Symphonie von Beethoven auf den strebsamen Jüngling machte; damals ging ihm eine Ahnung auf von den edlen Kunstgenüssen, die seiner im Reich der Töne warteten. Auch lernte er etliche durchreisende Künstler kennen, wie z. B. Romberg, den Klassiker im Cellospiel, und Ludwig Spohr, den berühmten Geigenvirtuosen, dessen athletische Gestalt ihm gewaltig imponirte. Während waren seine Freundschaftsbeziehungen zu dem Flötenspieler Reimann, mit welchem er kleine Duette spielte und gemeinschaftliche Ausflüge in die Berge unternahm. Sein früher Tod ergriff ihn tief, doch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er droben im höheren Chor viel schönere Musik einst mit dem Verewigten machen dürfe.

Das winzige Dergelchen der Brüdergemeinde konnte auf die Dauer sein edles Künstlerstreben nicht befriedigen. Eine Zeitlang spielte er die Orgel zu St. Aurelien, und im Jahre

1820 wurde er vom Consistorium zu Alt St. Peter einstimmig zum Organisten ernannt, mit 150 Franken Gehalt.

Stern legte sogleich Hand ans Werk und schrieb ein Choralbuch für seinen persönlichen Gebrauch. Die damaligen Organisten gebrauchten höchst mangelhafte Melodienfassungen. Manche legten sich den Tonsatz ganz willkürlich zurecht, indem sie entweder ihrem subjektiven Geschmack folgten oder den Lokalgebräuchen Rechnung trugen. Die Orgel zu Alt St. Peter ließ Vieles zu wünschen übrig und war merkwürdigerweise um zwei Töne zu hoch gestimmt; seit Sterns Anstellung aber war sie wie umgewandelt, und Alt und Jung lauschte voll Andacht den Zaubertönen, die der neuangestellte Künstler seinem Instrument zu entlocken wußte. Mit dem Orgelspiel war es schlecht bestellt in unsern Stadtkirchen. Es gab Organisten, die eine große technische Fertigkeit besaßen, die aber durch ihr unkirchliches, ohrbetäubendes Spiel die Andacht eher störten als förderten. Fast alle spielten nach derselben Schablone. Zuerst wurde ein marschmäßiger Satz vorgetragen und vermittelst der zusammengekoppelten Manuale ein wahrer Höllenlärm verführt, dann zog man ein Soloregister, entweder Kromhorn, Oboe oder Trompete, und zuletzt wieder das volle Werk. Die einzelnen Strophentheile trennten höchst unwürdige Zwischenspiele, und nach jeder Strophe wurde die Tonleiter in rasend auf- und abwärts steigenden Oktaven und Terzengängen durchgespielt. Gegen diese Mißbräuche und Auswüchse sträubte sich Sterns guter Geschmack und kirchlicher Sinn.

Aber nicht allein Kirchenmusik und Orgelspiel, sondern auch

andere künstlerische Produktionen seiner Vaterstadt fanden in dem strebsamen Jüngling einen warmen Verehrer. Anregend für ihn war der Umgang mit mehreren angesehenen Familien, wie Schöttel, Schweighäuser, Broistett u. s. w., deren Namen noch heute einen guten Klang haben. In ihren Häusern wurde die Musik eifrig gepflegt, und unter den Auspizien von Herrn August Kern entstand damals ein Verein, der den Namen „Liebhabergesellschaft“ trug und im Hotel „zum Geist“ regelmäßige musikalische Zusammenkünfte hielt. Oft wurden auch fremde Künstler herbeigezogen, wie der junge zwölfjährige Liszt, den unser junger Organist ein Concert von Hummel und einige Improvisationen über Motive aus „Freischütz“ vortragen hörte. Dort lernte er auch das Concertstück von Weber kennen, ein Bravourstück, das zur Zeit die Runde um die ganze Welt machte und das Cheval de bataille aller Virtuosen war. Stern machte sich ebenfalls an das Studium dieses schwierigen Tonstückes, er trug es in mehreren Gesellschaften vor und spielte es noch in seinem Greisenalter mit wahrer Meisterschaft.

Im 17. Jahre besuchte er zum ersten Mal das Theater. Zu den öffentlichen Vorstellungen wurde damals ein Gebäude zu St. Stephan verwendet, das aber seiner Bestimmung durchaus nicht entsprach. Es war ein bescheidenes Haus mit niedrigen Fenstern; im Parterre befanden sich keine Sitzplätze, und die untern Räume rochen nach Del. Zu jener Zeit stellte man an die äußere Ausstattung der Opern bei weitem nicht dieselben Anforderungen wie heute. Auf Stern machte die erste Vorstellung, welcher er beiwohnte — man gab damals den „Oberon“

von Branig — einen unauslöschlichen Eindruck. Als der Vorhang aufging, stellte die Bühne eine Waldlandschaft vor. Der Held Hüon trug eine mit reichlichen Coloraturen versehene Bravourarie vor, Scherasmin, sein treuer Gefährte, sang das Lied: „Als ich in meinem achten Jahr noch so ein kleiner Knabe war“, und die reizende Prinzessin Nezia pries in schmachtenden Tönen ihre Liebe zu dem tapferen Helden des Wieland'schen Epos. Als aber der Pascha selbst mit seinem glänzenden Hofstaat auftrat, da glaubte sich der junge Künstler vollends in eine Märchenwelt versetzt.

Neben der Liebhabergesellschaft bestand in Straßburg noch ein anderer Musikverein, der unter der Leitung des damaligen Kunstmäcenen Advocat Lobstein stand und mit Hilfe des Theaterorchesters Beethoven'sche Symphonien aufführte. In Folge eines unerquicklichen Processes wurde Letzterer aufgelöst, und nun hatte der Liebhaberverein für die Pflege guter Musik allein zu sorgen. Freilich konnte er keine größeren Werke in Angriff nehmen, denn es standen ihm nur Dilettanten zur Verfügung; immerhin zählte er unter seinen Mitgliedern einige tüchtige Sänger und einige Instrumentisten, unter welchen die Damen Reichhardt, Jourdy, Brackenhoffer und die Herren Arzner und Hidel sich besonders hervorthaten. In den Concertaufführungen, die regelmäßig am Sonntag Abend stattfanden, lernte Stern mehrere einflußreiche und musikalisch hochgebildete Persönlichkeiten kennen, u. a. den Musiklehrer Berg, der seinen Künstlereifer mächtig anzuspornen verstand und zum Studium der Geige, des Cello und der Klarinette ihn anregte. Von

seiner hohen Begabung hinlänglich überzeugt, ersuchte er ihn, das Klavierstimmen aufzugeben und sich ganz der musikalischen Laufbahn zu widmen. Stern folgte seinem Rath, entsagte wiewohl ungeru seinem einträglichen Geschäft und übte sich mit eisernem Fleiß im Klavier- und Orgelspiel. Jahre lang brachte er halbe Tage und Nächte mit dem Studium größerer Musikwerke zu, und allmählig wurde er mit den vorzüglichsten Klaviercompositionen eines Beethoven, Weber, Mozart, Czerny und Herz bekannt. Was Berg bei seinen Schülern erstrebte, war nicht sowohl die virtuose Behandlung des Instruments als die Präzision, die Reinheit und Gleichmäßigkeit des Vortrags, und in dieser Beziehung hat Stern von seinem Lehrer viel gelernt. Schon damals produzirte er sich in kleinen Abendgesellschaften, und seine gelungenen Improvisationen über vorgeschriebene Motive setzten seine Zuhörer oft in Staunen. Er fing an, Unterricht zu geben, und erweiterte allmählig den Kreis seiner Bekannten und Gönner.

Unterdessen hatte Stern die Organistenstelle an St. Nicolai übernommen. Seine theoretischen Kenntnisse, sein gediegenes Instrumentalspiel, sein gründlicher Unterricht und vor Allem sein ehrenhafter Charakter sicherten ihm das Wohlwollen mehrerer hochgestellter Persönlichkeiten, wie z. B. der Professoren Lachemeyer und Herrenschneider. Einmal traf es sich, daß er in einem der von Berg veranstalteten Schülerabende ein Concert von Kalkbrenner vortrug. Eine Gräfin aus Karlsruhe, die zufällig beivohte und den jungen Künstler spielen hörte, machte ihm den Vorschlag, mit ihr nach Hause zu reisen, um den

Klavierunterricht ihrer Tochter zu übernehmen. Stern willigte ein, denn längst schon war er mit dem Gedanken umgegangen, durch eine Reise ins Ausland seinen Gesichtskreis zu erweitern. Er begab sich nach Karlsruhe im Januar 1827. Die Gräfin verschaffte ihm Unterricht in mehreren adlichen Familien und machte ihn mit den tonangebenden Kreisen der Hauptstadt bekannt. Die Abendgesellschaften, in die er eingeführt wurde, gaben ihm Gelegenheit, sein Talent an den Mann zu bringen; häufig spielte er kleine Concerte, und der Beifall, den er ermete, war so groß, daß einer seiner Zuhörer, der Hornvirtuose Schunke, ihm eine Wohnung in seinem Hause anbot und eine kleine Kunstreise nach Landau und Weißenburg mit ihm unternahm. Stern genoß viel Liebe in Karlsruhe. Bei der Gräfin, deren Tochter er unterrichtete, war er stets ein willkommener Gast, und seine Aufnahme ins Museum verschaffte ihm Zutritt zu allen möglichen Concerten und Abendunterhaltungen. Er hörte u. a. den berühmten Flötenspieler Böhm und den Geigenvirtuosen Paganini, der überall, wo er hinkam, die Zuhörer zu maßloser Begeisterung hinriß. Schon seine äußere Erscheinung, seine hagere Gestalt, seine langen Arme und dünnen Finger, sein schlotternder Gang, sein tiefdunkles Auge und sein lang herabwallendes Haar machten überall Aufsehn. Sein Spiel hatte etwas Geisterhaftes, Dämonisches, und seine ans Unglaubliche grenzende Virtuosität rief überall die größte Bewunderung hervor. Auch Stern staunte vor diesem Riesentalent, aber besonders wohl konnte er sich dabei nicht fühlen.

Viel Schönes und Anregendes bekam der junge Künstler

in Karlsruhe zu hören, auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Unter den Predigern zog ihn besonders Vikar Frommel an, dessen Sohn, Superintendent Max Frommel, heute als Prediger und Schriftsteller in Celle thätig ist. Seine ernstern, gewaltigen Bußpredigten machten viel von sich reden, und so oft er die Kanzel bestieg, war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Stern verkehrte gern mit diesem eifrigen Prediger, oft machte er kleine Spaziergänge mit ihm oder begleitete ihn auf seinen Seelsorgergängen. Aus seinen späteren Amtsjahren erzählte er gern folgenden Zug. Im Jahre 1849 hatten die „Freischärler“, welche in Karlsruhe haften, einen glühenden Haß auf den unerschrockenen Prediger geworfen, der die Sünden bei ihrem Namen nannte und Jedermann ungeschminkt die Wahrheit sagte. Sie drangen in sein Wohnzimmer ein mit dem Ausruf: „Wo ist der Pfaff?“ Frommels Frau blieb unbeweglich sitzen und wies mit der Hand nach der Thür, die zur Schlafstube führte. Die wilden Gefellen rissen sie auf, aber todesbleich wichen sie zurück, denn vor ihnen lag der entseelte Leichnam des kurz zuvor verstorbenen Pfarrers.

Nach einem Ausflug nach Heidelberg und dem Schwezinger Schloßgarten, der mit seinen Auen, Wasserkünsten und künstlichen Grotten wie eine Oase mitten in der Sandwüste ihm vorkam, kehrte Stern, kurz vor Ausbruch der Julirevolution, nach Straßburg zurück. Nur kurze Zeit war er an St. Nicolai thätig, denn schon Anfangs der dreißiger Jahre wurde er zum Organisten an St. Thomae ernannt. Das Herz ging ihm auf, als er das

treffliche Silbermann'sche Instrument unter seine Hände bekam. Er beherrschte es wie Keiner, und verstand es, in der akustisch so günstig angelegten Kirche die herrlichsten Klangwirkungen zu erzielen. Seine Berufung nach St. Thomae bezeichnet eine Art Wendepunkt in seiner Organistenlaufbahn. Er strebte je mehr und mehr nach einem streng kirchlichen Style, und weil er darauf bedacht war, nicht nur sich selbst voranzubringen, sondern auch fördernd und veredelnd auf den elsässischen Kirchengesang einzuwirken, legte er nach und nach eine Sammlung von Präludien an. Die störenden Zwischenspiele beseitigte er für immer, die Choräle versah er mit einer einfachen, correcten Harmonie, und für kirchliche Feierlichkeiten componirte er passende Chöre und Cantaten. Diese Thätigkeit blieb nicht ohne Frucht für Stern selbst. Seine gründlichen Kenntnisse und seine vortreffliche Unterrichtsmethode führten ihm zahlreiche Schüler zu, und häufig gab er sechs bis acht Stunden per Tag. Alle Jahre veranstaltete er im Saale der Réunion des Arts in der Judengasse ein kleines Familienconcert, in welchem er seine Schüler produzirte und zum Schluß eine eigene Composition zum Besten gab. Diese öffentlichen Vorträge machten ihn bald in der ganzen Stadt bekannt. Er übernahm den Gesangunterricht in mehreren Pensionaten und verwaltete Jahre lang das Amt eines Gesangs-, Orgel- oder Harmonielehrers in der Normalschule, im protestantischen Seminar und im Diaconissenhaus. Für seine Schüler ließ er sich eine Übungsorgel herstellen, welche im Betsaal der evangelischen Gesellschaft (der sogenannten Kapelle) stand und zur Begleitung des gottesdienstlichen Gesanges diente. Wenn

man bedenkt, daß Stern niemals einen gründlichen Musikunterricht genossen hatte, so kann man sich einen Begriff machen von der anstrengenden, aufreibenden Arbeit, die seine Sectionen ihn kosteten. Um den ungeheuren Anforderungen gerecht zu werden, die an ihn gestellt wurden, mußte er eine Menge theoretischer Werke sich anschaffen, die Grundzüge der Harmonie- und Compositionslehre sich aneignen und meist die Nachtstunden zur Vorbereitung auf seine zahlreichen Unterrichtsstunden verwenden. Die Mängel seiner ersten Ausbildung ersetzte er durch eisernen Fleiß und rastloses, unermüdetes Selbststudium. Er war ein *Self made man* im wahren Sinne des Wortes.

Mit allem Ernst durfte er nun daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen, denn seine Einnahmen erlaubten ihm, eine Familie anständig zu versorgen. Auf einer Reise nach dem Berner Oberland, die er in Begleitung seines intimen Freundes, des Buchhändlers Johann Kräuter unternahm, lernte er Fräulein Caecilie Combe, die Tochter eines Berner Kaufmanns kennen. Ihr Bild begleitete ihn überall auf seiner herrlichen Alpenwanderung, und auch in Straßburg, mitten im Drang der Berufsarbeit, schwebte es ihm lebhaft vor Augen. Als er eines Tages über den Thomaspfad ging, durchzuckte ihn wie ein Blitz der Gedanke und Entschluß: du mußt die Jungfrau, die du in Bern gesehn, zu deiner Lebensgefährtin wählen! Er theilte sein Vorhaben seiner Mutter mit, die seit dem Tode ihres Mannes mit Rath und That ihm stets zur Seite stand, und ohne deren Mitwissen und Einwilligung er auch im späteren Alter keinen Entschluß fassen konnte. Die Mutter willigte

ein, Stern hielt bei den Eltern Combe um die Hand der Tochter an und erhielt eine zustimmende Antwort. Am 1. Mai 1840 wurde die Ehe zu Bern eingesegnet, und die Hochzeitsreise, die nach dem Bieler und Neuchateler See und nach dem Waadtland ging, benützte das junge Ehepaar, um einer Menge von Freunden und Verwandten der Combe'schen Familie die Hand zu drücken.

Raum war ein Jahr vergangen seit der Verheirathung, so reichte Sixtus Hepp, der beliebte Organist der Neuen Kirche, seine Entlassung ein. Das Consistorium ernannte Th. Stern einstimmig zu seinem Nachfolger. Hatte schon die Thomaskirchorgel die reinsten und erhabensten Kunstgenüsse ihm bereitet, so war dies in noch höherem Grade mit dem reichhaltigen, großartig angelegten Silvermann'schen Werk in der Neuen Kirche der Fall. Die Kirchgänger, die an das brillante, süßlich tändelnde, leicht ins Ohr fallende Spiel Hepps gewohnt waren, konnten sich anfänglich in Sterns gebiegenen, ernstern Vortrag nicht finden, bald aber merkten sie, was er wollte, und lernten seine Bestrebungen würdigen. Ihm war es nicht darum zu thun, sein Talent glänzen zu lassen, Concertpassagen auszuführen und den Virtuosen herauszukehren, er wollte erbauen, Gott preisen und die Herzen zu ihm emporheben. Er war nicht Organist und Künstler allein, sondern vor allem ein lebendiger Christ und ein treues Mitglied seiner Kirche. Wie sehr er letzterer zugethan war, beweist folgender Zug. Einmal wurde er zu einem Organistenconkurs in Ranzig als Sachverständiger berufen. In dieser Eigenschaft kam er mit einem eifrigen Priester in Berührung, der ihn sofort lieb-

gewann. Er schätzte ihn hoch, konnte aber nicht umhin, seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß Stern, als Protestant, an die Heilswahrheiten des Evangeliums glaubte. Er flehte unablässig zu Gott, er möge dem grundehrlichen Manne die Augen öffnen, damit er seinen Irrthum erkenne und in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehre. Natürlich wies Stern diese Zumuthung mit aller Entschiedenheit zurück; er bekannte warm und freimüthig seinen evangelischen Glauben.

So fest er aber an seiner protestantischen Ueberzeugung hielt, so war er doch bisher an der Oberfläche stehen geblieben, er hatte noch nicht tiefer hineingeblickt in den Inhalt des Christenglaubens. Er führte einen rechtschaffenen, ehrbaren Wandel, allein ihm fehlte noch eine entschiedene Bekehrung. Im Drang der Berufsgeschäfte hatte er nicht Zeit gefunden, an das Eine, was Noth ist, ernstlich zu denken, und die ernstesten, eindringlichen Predigten des sel. Härter hatten ihn ziemlich gleichgültig gelassen. Eines Abends hörte er in dem Versammlungs-saal der evangelischen Gesellschaft einen Vortrag von Bischof Gobat und Missionar Zarembo über die Verbreitung des Evangeliums in Abyssinien und am Kaukasus. Das Bekenntniß, das Beide ablegten, und der Feuereifer, der aus ihren Worten sprach, verfehlten ihre Wirkung nicht. Von dem Augenblick an besuchte er mit seinem Freund Kräuter die Wochengottesdienste, die Pfarrer Härter in der Kapelle hielt. Er schloß sich an die evangelische Gesellschaft an, spielte die Orgel bei den Bibelstunden und Gebetsvereinen am Sonntag Abend und fand daselbst reiche Nahrung für sein inneres Leben.

Immer mehr fühlte er sich berufen, sein schönes Talent in den Dienst Desjenigen zu stellen, der das Licht seiner Gnade so hell in seinem Herzen leuchten ließ. Seine Künstlerbestrebungen erhielten eine höhere Weihe, und der lebendige Glaube an Gottes Wort, die Liebe zum Heiland, die ihn befeelte, wurde die geheime Triebfeder seines Handelns und Wirkens. Er wollte die Gabe, die er besaß, die Kunst, die er übte, einem höheren Zweck dienstbar machen, und dazu fand er reiche Gelegenheit in dem geistlichen Gesangverein, den er im Jahre 1840 gründete.

Im „Andlauerhofe“ in der Schreiberstubgasse versammelten sich regelmäßig einige musikalische Familien, um klassische Musikstücke einzustudiren. An Stern erging die Aufforderung, diese Uebungen zu leiten. Ursprünglich bestand die Gesellschaft größtentheils aus Verwandten und Mitgliedern seiner Familie und zählte ungefähr 16 Damen und 8 Herren. Nach und nach schlossen sich noch andere Familien der Stadt an, und auf dem Verzeichniß der damaligen Mitglieder begegnen uns die ehrenwerthen Namen: Reichardt, Passavant, von Türkheim, Stuber, Schneegans, Kirschleger u. s. w. Später bezog der Verein ein Lokal in der Goldschmiedgasse, woselbst Neufoms Grablegung, Spohrs Letzte Dinge und Mozarts Requiem eingeübt wurden. In der Gesellschaft herrschte ein vortrefflicher Geist, Jeder war mit Lust und Liebe bei seiner Aufgabe, und mit wahrer Begeisterung legte man sich auf das Studium von Handels und Mendelssohns Oratorien. Dem Straßburger Publikum waren Letztere unbekannt, und erst als der Stern'sche Gesangverein

vor die Oeffentlichkeit trat, ging ihm eine Ahnung auf von der Herrlichkeit der alten klassischen Tonschöpfungen. Eine Zeitlang mußte die Gesellschaft ihre Thätigkeit einstellen, im Jahre 1851 jedoch traten die Mitglieder aufs neue zusammen, und von dieser Zeit an arbeitete das „Sternenkranz“ unter der Leitung seines umsichtigen Dirigenten mit dem schönsten Erfolg. Noch heute besteht der Verein unter dem Namen Chant sacré. Die ansehnliche Zahl seiner gegenwärtigen Mitglieder beweist, daß der Sinn für gute klassische Kirchenmusik noch lange nicht am Absterben ist, und die in den letzten Jahren aufgeführten großen Oratorien sind uns eine Bürgschaft dafür, daß der Verein seinen Grundsätzen treu bleiben und auch fernerhin in die Fußstapfen seines ehrwürdigen Gründers treten wird. Zwar haben ihm die öffentlichen Concertaufführungen in den fünfziger und sechziger Jahren viel Sorgen und schlaflose Nächte bereitet. Es fehlte nicht an Enttäuschungen und mancherlei Widerwärtigkeiten. Das finanzielle Resultat war nicht immer befriedigend, das Concertlokal nicht immer gefüllt und die Mühe stets groß. Immerhin aber verdienten die Leistungen des Chant sacré die vollste Anerkennung. Sänger und Sängerinnen wetteiferten miteinander in dem Bestreben, eine würdige, ächt künstlerische Interpretation der alten und neuen Meisterwerke zu erzielen, tüchtige Dilettanten übernahmen die Solostimmen, und das städtische Orchester, das unter Hasselmans trefflicher Leitung stand, unterstützte die Chöre in wirksamster Weise. Den Musikfreunden ging eine neue Welt auf, als der Reihe nach Messias, Samson, Elias, Paulus u. s. w. aufgeführt

wurden. Heute sind wir durch die vielen Gesangsvereine und Choraufführungen etwas verwöhnt. Wir haben Werke gehört wie Bachs Passionsmusik, von deren Bedeutung man früher kaum eine Ahnung hatte, damals aber gehörten die Concerte des Chant sacré zu den schönsten, gediegensten Musikleistungen der Stadt, sie förderten den guten Geschmack und bereiteten den Kunstkennern einen wahren Hochgenuß. Trotz seiner glänzenden Erfolge jedoch prahlte Stern niemals mit seinem Verein. Mit aufopfernder Treue und peinlicher Gewissenhaftigkeit leitete er unter der wackern Beihülfe seines ältesten Sohnes die wöchentlichen Übungen des Winterhalbjahres, wenn aber der große Tag kam, wo seine Sänger vor die Doffentlichkeit treten sollten, da legte er regelmäßig den Dirigentenstab in die Hand des städtischen Kapellmeisters nieder, und nahm, anspruchslos und bescheiden wie er war, seinen Platz unter den gewöhnlichen Zuhörern ein.

In das Ende der vierziger Jahre fällt noch ein Werk, das auf das Orgelspiel im Elsaß den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt hat. Angeregt durch einen Beschluß der Straßburger Pastoralconferenz, welche eine Kommission zur Ausarbeitung eines Gesangs- und Choralbuchs eingesetzt hatte, veröffentlichte Stern seine früher angelegten Präludienjammmlungen unter dem Namen: *Recueil de musique d'orgue*. Dies Werk enthält eine große Anzahl von kleinen Vor- und Nachspielen, die in allen möglichen Tonarten geschrieben und für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt sind. Die meisten Stücke sind leicht ausführbare Transcriptionen aus Oratorien, Symphonien und

Sonaten von Bach, Händel, Mozart, Spohr, Beethoven, Mendelssohn u. s. w. Letzteren fügte der Verfasser eigene Compositionen bei und unterbreitete seine Auswahl der oben-erwähnten Commission, die sie einstimmig genehmigte. Dieses Recueil entsprach einem wahren Bedürfniß, denn viele Organisten begnügten sich mit höchst unpassenden Improvisationen oder trugen weltliche Musik vor. Sterns Präludien hingegen zeichnen sich durch ihren kirchlichen Charakter, ihren Wohlklang und ihren melodischen Reiz vortheilhaft aus. Zu der ersten Sammlung, welche fünf Auflagen erlebte, gesellen sich später fünf andere, welche, obgleich schwierigere und umfangreichere Compositionen enthaltend, dieselben Vorzüge wie die früheren aufwiesen.

Allein zur Verherrlichung des Gottesdienstes dienten nicht nur seine treffend gewählten Präludien, sondern auch die Melodienammlungen, die er in Gemeinschaft mit dem Musiklehrer Berg seit 1850 angelegt hatte. Zu dem neuen, sogenannten Conferenzzesangbuch schrieb er im Auftrag der Pastoralconferenz auch ein neues Choralbuch, das den Gemeindegesang unsrer Heimath ungemein fördern half. Von vornherein empfahl sich das Werk durch seine äußere Ausstattung, seinen schönen Druck und seine übersichtliche Zusammenstellung. Aber noch andere Vorzüge trugen zu seiner raschen Verbreitung bei, nämlich die Beseitigung der zahlreichen Zwischennoten, die die alten Choräle verunzierten, die pietätvolle Berücksichtigung liebgewordener Traditionen und Lokalsitten, die leicht greifbaren Akkorde und die klare, faßliche, tadellos correcte Harmonisirung.

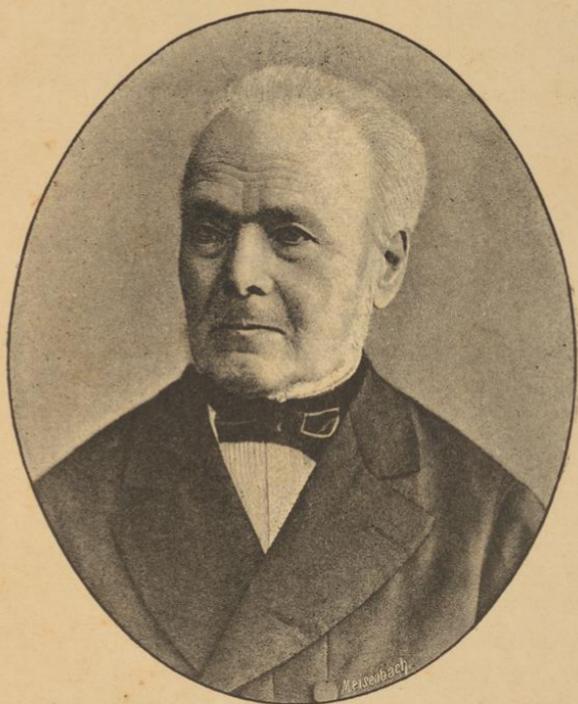
Die Zeit, von der wir reden, brachte für unsre elsässische Bevölkerung mancherlei Prüfungen und Widerwärtigkeiten mit sich. Das Landvolk wurde durch Mißernten, Theuerung, Kartoffelkrankheit und andre Plagen heimgesucht. Im Jahre 1848 brach noch dazu die Revolution aus. In Straßburg wurde die Nationalgarde aufgerichtet, und Stern mußte in die Musikkapelle eintreten. Am Sonntag früh marschirte er, die Klarinette blasend, in Reih und Glied in die Kuprechtsau, und um 9 Uhr saß er wieder auf der Orgelbank. Nach einigen Monaten jedoch wurde er durch die Verwendung zweier einflußreicher Freunde von diesem lästigen Dienst befreit. Ueberall herrschte eine fieberhafte Unruhe, und der Geist der Empörung war in alle Schichten der menschlichen Gesellschaft eingedrungen. Um so wohler fühlte sich Stern bei den Seinen, und die stille, friedliche Häuslichkeit, die ihm beschieden war, bot ihm reichen Ersatz für seine Mühen und Beschwerden. Vier Kinder wurden ihm der Reihe nach geschenkt, nämlich zwei Söhne und zwei Töchter. Ihre geistige Entwicklung, ihre Ausbildung und vor Allem ihre kindliche Anhänglichkeit bereiteten den Eltern manche Freude und Erquickung. Es war in der That ein beneidenswerthes Familienleben, das Vater Stern genießen durfte. Durch gemeinschaftliche Lektüren, lehrreiche Gespräche und heitere Musikabende wußte er seine Kinder geistig anzuregen, und durch häufige Ausflüge suchte er ihren Familiensinn zu schärfen, ihre körperliche Entwicklung zu fördern. Von jeher war Stern ein tüchtiger Fußgänger und Bergsteiger. War die Ferienzeit angebrochen, so hielt er's keinen Augenblick

länger aus; das Haus wurde geschlossen, und Eltern und Kinder wanderten hinaus in die reizenden Schwarzwälder Sommerfrischen, wo das Quartier zum Voraus bestellt war. Stern war ein gern gesehener Gast in jenen lieblichen Gebirgsgegenden. Ueberall knüpfte er interessante Bekanntschaften an, und einheimische Pfarrer, Lehrer und Künstler pflogen gern Umgang mit ihm. Bald wurde Gernsbach, bald Baden, Oberkirch, Freiburg, Neustadt, Günthersthal zum Standquartier gewählt, und es gab keine Ortschaft, keinen Pfad, keine Hütte in der Umgegend, die die wanderlustige Schaar nicht auskundschaftet hätte. Am liebsten aber weilte die Familie am Ufer der forellenreichen Murg, im malerisch gelegenen Gernsbach, wo der Ortsgeistliche, ein tüchtiger Musikkenner, sie jedes Jahr freundlich willkommen hieß. Da war kein regenloser Tag ohne Spaziergang und Ausflug, kein Tag, an dem nicht das an Kunst- und Naturgenüssen so reiche Baden-Baden besucht, oder die Teufelsmühle besichtigt, oder im Ebersteinschloß ein Lied gesungen, oder auf dem Merkur die herrliche Aussicht bewundert oder im Wirthshaus «A la Cor de Chasse» gemüthliche Unterhaltung gepflogen worden wäre.

Von diesen Reiseerinnerungen zehrte die Familie an den langen Winterabenden, die nicht minder anregend waren als die Ferienausflüge ins Freie. Was aber all diese Freuden verklärte, das war die Dankbarkeit gegen den Geber aller guten und vollkommenen Gaben. Schreiber dieser Zeilen hatte oft Gelegenheit, in Sterns Haus vierhändige Symphonien mit dessen Söhnen zu spielen; sobald aber die Zehnhirglocke auf

dem Münsterthurm zu läuten begann, so wurde das Klavier geschlossen, Vater Stern holte die Bibel herbei, las einen Abschnitt vor und knüpfte daran ein kräftiges Herzensgebet. Unwillkürlich kam Einem dabei Luthers Wort in den Sinn: „Ich möchte alle Künste, sonderlich die Musika, in den Dienst dessen stellen, der sie uns gegeben hat.“ Nach diesem Grundsatz hat Stern gehandelt, und daß seine Frömmigkeit keine oberflächlich konventionelle, äußerlich angelernte war, sondern ihren Sitz im Innersten des Herzens hatte, das beweist der Umstand, daß er, obgleich der Kunst mit Leib und Seele ergeben, seine Söhne nicht zu Musikern heranzog, sondern ihrem Wunsch, Theologie zu studiren und ins geistliche Amt einzutreten, bereitwillig entgegenkam. Wie freute sich doch sein Vaterherz, als Pfarrer Härter zur Bestätigung ihres Taufbundes sie zuließ, wie innig flehte er zu Gott, er möge einen guten Grund bei ihnen legen, damit sie tüchtig würden zu seinem Dienst und als rechte Hirten und Seelsorger einst ihrem Amt vorstehn möchten! Sein Wunsch ist erfüllt worden. Der Segen seines längst verstorbenen Vaters ruhte sichtbar auf ihm, und ebenso hat sein eigener Segen den Kindern ein Haus gebaut.

Wir eilen rascher über die folgenden Jahre hinweg. Neben den glücklichen Erlebnissen fehlten auch die schweren und traurigen nicht. Im Jahre 1857 starb die Großmutter, welche 54 Jahre lang die treue Freundin und Rathgeberin ihres Theophil gewesen war. Sie hatte manche sorgenvolle Tage gehabt in ihrem Leben. Früh war ihr Mann ins Grab gesunken, mit ihren Kindern stand sie allein, und in Werkstätte



und Schule ging es oft schwer zu. Zu all diesen Leiden gesellte sich noch ein körperliches. In Folge einer Krankheit verlor sie das Augenlicht, und nun war die blinde Alte ganz auf die Fürsorge der Thren angewiesen. Doch die Kinder vergalteten ihr reichlich ihre Liebe; ihre Hoffnung setzte sie auf den Herrn, und an ihr bewährte sich das Wort: „Wenn ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht.“ Sie starb nach anderthalbjähriger Krankheit, im Glauben an ihren Erlöser, dem sie ihr Leben lang treu geblieben war.

Das Kriegsjahr 1870, das so viel Noth und Elend über unsre Heimath brachte, verschonte auch Sterns Familie nicht. Kurz nach der Einschließung der Stadt fiel eine Bombe in das Hinterhaus, das er in der Schlossergasse bewohnte. Schon schlugen die Flammen gen Himmel, als glücklicherweise eine Feuerspritze vorüberfuhr, die den Brand löschte. Aber die schwerste Prüfung traf den Künstler in der Schreckensnacht des 24. August 1870. Wie mochte ihm zu Muth sein, als die Bibliothek niederbrannte, als die Neufkirche in Trümmer sank und die schöne Silbermann'sche Orgel, die er so oft zum Lobe Gottes hatte erklingen lassen, ein Raub der Flammen wurde! Es gibt Dinge, die sich nicht beschreiben, sondern höchstens nachempfinden lassen. Der Meister hatte an seiner Orgel einen treuen Freund gehabt, der in Stunden der Noth ihn getröstet und sein Herz zu Gott emporgezogen hatte. Und wie oft hatte sie unter seinen Händen getrauert mit den Trauernden und gejubelt mit den Jubelnden! Wie oft hatten ihre festlichen Harmonien die Verlobten am Traualtar begrüßt, ihre sanften,

wehmüthigen Melodien die Verstorbenen zum Gotteshaus hinausbegleitet und ihre Weisklänge die Feste und Gottesdienste verherrlicht! Und nun war ihr Mund für immer geschlossen: einige verkohlte Ueberreste, einige rauchgeschwärzte, gekrümmte Zimmlättchen, das war Alles, was von der früheren Herrlichkeit übrig blieb!

Kein Wunder, wenn des Künstlers Auge feucht wurde bei diesen schmerzlichen Erinnerungen. Doch seinen trüben Gedanken durfte er nicht nachhängen, es war Zeit, an die persönliche Sicherheit der Seinigen zu denken. Durch die Verwendung eines Freundes erhielt er vom Oberbefehlshaber des Belagerungsheeres einen Geleitsbrief, der ihm erlaubte, die Stadt zu verlassen und im Nachbarlande Baden eine Zuflucht zu suchen. Auf dem Weg nach Günthersthal bei Freiburg hielt er sich einige Stunden in Lahr auf und bestieg einen Hügel. Von dort aus hörte er den Donner der Straßburger Geschütze, er sah seine liebe Vaterstadt in Dampf und Rauch gehüllt, er dachte zurück an sein Haus, seine Pfarrkirche, seine zerstörte Orgel und seine zurückgebliebenen Freunde. Noch ein letzter Abschiedsgruß, noch ein letzter Blick nach dem trüben Westen, und dann ging's weiter, Freiburg zu. Es waren ernste, traurige Tage, jedoch nichts im Vergleich mit der schweren Prüfung, die zwei Jahre später dem liebenden Vaterherzen auferlegt wurde!

Anna, die vielversprechende jüngere Tochter, die das Musiktalent ihres Vaters geerbt und als Kind schon im Gesang und Klavierspiel recht erfreuliche Fortschritte gemacht hatte, wurde

am 8. April 1872 durch den Tod dem trauten Familienkreis entrissen. Kurz vorher hatten sich die Eltern und Geschwister zur Feier ihres zwanzigsten Geburtstags vereinigt und allerdhand Geschenke und Glückwünsche ihr dargebracht; und nun lag sie da, in Blumen gebettet, auf ihrem Sterbelager. Sie hatte sich eine Erkältung zugezogen, das Fieber zehrte an ihr, sie fantasirte und träumte und stammelte unverständliche Worte, aber herbedter als viele Worte war ihr letzter Blick, welcher der Mutter galt. Noch ein Seufzer, noch eine Handbewegung, und ihre Augen waren für immer geschlossen.

Der Herr betrübt wohl, aber er erbarmt sich wieder. Dies Wort bewährte sich auch an den Trauernden. Nachdem die Wolken sich verzogen hatten, schien die Sonne wieder. Der älteste Sohn, der zuerst in Maubeuge (Nordfrankreich), später zu Ars a. d. Mosel als Pfarrer angestellt war, führte den Eltern eine Tochter zu. Er verehelichte sich mit Marie Legrand aus Fouday im Steinthal, woselbst die Trauungsfeier in Gegenwart vieler Verwandten und Freunde am 29. August 1872 stattfand. Ein Lichtstrahl in Sterns Alter war auch die Berufung seines jüngeren Sohnes zum Pfarrer nach Bischweiler. In dem schönen, geräumigen, von Gärten rings umschlossenen Pfarrhause brachte der Verewigte mit Vorliebe seine Ferien zu, dort ruhte er aus von seinem Schul- und Kirchendienst und seinem aufreibenden Stundengeben, dort konnte er nach Herzenslust musizieren, componiren und Choräle schreiben. Nur der Sonntag brachte einige Unterbrechung in dieses ländliche Stillleben; am Samstag reiste er gewöhnlich nach Straßburg, und

am Sonntag lauschte die Neukirch-Gemeinde den Feierklängen, die er seiner Orgel entlockte.

Was das für eine Orgel war, müssen wir zum Schluß noch berichten. Im Juli 1877 war die Neue Kirche wieder aus ihren Trümmern erstanden und die neue Orgel von Merklin in Lyon bereits fertiggestellt. Es war ein Prachtwerk sonder gleichen, das allen Erfordernissen der modernen Technik entsprach und mit einer Menge von Hilfsvorrichtungen versehen war. Im September desselben Jahres fand im Beisein der Consistorialmitglieder die Revision der Orgel statt, und gleich darauf gaben die Mitglieder der Expertenkommission, Löwe aus Basel, Guilmant aus Paris, Stern und Sering aus Straßburg, zwei höchst interessante Orgelconcerte, welche eine zahlreiche Versammlung herbeilockten. Das virtuose Spiel der Exekutanten erregte allgemeine Bewunderung, nicht minder aber die Orgel selbst, welche das alte Silbermann'sche Werk weit übertraf. Jedes Register besaß genau die ihm eigenthümliche Tonfarbe, die Stimmen klangen rund und schön, und das volle Werk war kräftig, imposant und dennoch wohlklingend. Guilmant's Spiel machte großes Aufsehen. Bach's und Händel's schwierige Orgelfugen beherrschte er ebenso meisterhaft als die mehr auf den äußeren Effect berechneten Tonschöpfungen der modernen Schule. Prächtig waren seine Variationen über den Choral „Ein' feste Burg“, seine „seraphischen Stimmen“ aber, zu welchen er Merklin's unnachahmliche Voix célestes verwandte, riefen die größte Begeisterung hervor. Als vollends der Donner rollte und der Sturm daherbrauste, da ahnte man erst, welche

Schätze die neue Orgel enthielt, und welcher Reichthum von Klangeffekten mit ihr zu erzielen war. An seinem Pariser Collegen bewunderte Stern hauptsächlich die brillante Technik, die Kunst der Registrirung und den Geschmack, mit dem er die einzelnen Compositionen vortrug. Wie himmelweit war er von jenen Pedanten entfernt, die Bachs Fugen und Variationen grundsätzlich von Anfang bis zu Ende fortissimo spielen und mit einem wahren Hagelwetter sinnverwirrender, nervenerschütternder Töne die Zuhörer übergießen! Wie einformig, wie barbarisch, wie geschmacklos! konnte da Vater Stern ausrufen. Der Niedermeyer'schen Schule in Paris zollte er die größte Anerkennung, denn längst hatte er sich von jenem in Deutschland vielverbreiteten Vorwurf freigemacht, als ließen die französischen Organisten während des Spiels den rechten Fuß beharrlich auf einer eisernen Stange ruhen, während der linke, zum Zeitvertreib, hie und da eine Pedaltaste hinabdrückte.

Stern lebte sich immer mehr in seine neue Orgel ein, und als das Consistorium den Beschluß faßte, für die Einwohner und durchreisenden Fremden regelmäßige Orgelconcerte zu veranstalten, da war Stern von Herzen dabei. Ohne Mühe und Enttäuschungen ging es freilich nicht ab, der Besuch war schwach, und die spärlichen Zuhörer machten hohe Ansprüche. Aber Stern verlor den Muth nicht so leicht, jeden Samstag Abend war er auf seinem Posten und setzte in Gemeinschaft mit zwei andern Künstlern während einer vollen Sommersaison seine Orgelvorträge regelmäßig fort.

Erst bei diesen Aufführungen ging uns ein Licht auf

über die Virtuosität des Meisters und die Vorzüge seiner musikalischen Produktionen. Denn wenn er auch eine seltene technische Fertigkeit besaß, so trat doch beim gewöhnlichen Gottesdienst der Virtuose bescheiden in den Hintergrund. Er wollte einfach den Gesang einleiten, den Grundgedanken der Predigt wiedergeben und die Eindrücke, die sie hervorgebracht hatte, in Tönen schildern. Keusch und zart war sein Spiel, einfach und wahr wie er selbst. Und wie gewissenhaft er bemüht war, Allem, was er im Gottesdienst vortrug, ein kirchliches Gepräge aufzudrücken, das zeigte sich besonders bei der Feier des Heiligen Abendmahls. Schreiber dieser Zeilen freute sich jedesmal, wenn er während der Charfreitags- oder Ostercommunion neben dem Spieltisch stehn und dem Meister im Registriren behülflich sein durfte. Die Auswahl der Präludien, die zwischen den einzelnen Choralstrophen zur Verwendung kommen sollten, hatte er schon Tags zuvor getroffen, und nun kamen der Reihe nach die schönsten Perlen Bach'scher und Mendelssohn'scher Dratoriendichtung zum Vorschein. Von Trillern, Läufen und eitlen Passagenwerk keine Spur! Nicht einmal die Zungenregister fanden Gnade vor des Meisters Augen, sie waren ihm zu profan für die heilige Feier. Er vermied es sogar, Vox humana und Oboe da zu ziehen, wo diese Register auf dem Notenblatt vorgeschrieben waren. Alles was der feinfühligste Künstler spielte, war der Stimmung der Zuhörer und dem Charakter des Festtags genau angepaßt. Am Ostersonntag weidete sich die Festversammlung an Händels „Halleluja“, am Charfreitag erlabte sie sich an dem Eingangs-

chor zu „Christus am Delberg“ oder an dem Schlußgesang der Matthäuspassion, und während der Communion fehlten selten die tiefergreifenden Arien: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet“ oder „Sei getreu bis in den Tod“.

Wir nehmen Abschied von dem Künstler, um noch einen Blick in sein Familienleben zu werfen. Ruhig und friedlich verließen seine letzten Lebensjahre. Die Söhne waren auswärts angestellt, und die einzig überlebende Tochter führte dem einen derselben den Haushalt. Still war es geworden um den greisen Meister her. Wohl stellten sich hie und da schwierige Krankheitsfälle ein, als Vorboten des baldigen Abschieds, manchmal zitterten die Freunde für sein Leben, aber ehe man sich's versah, war er wieder auf seinem Posten oder reiste, sei's in den Schwarzwald, sei's in die Berge der Schweiz, die seine zweite Heimath war.

Als er das vierzigste Jahr seiner Organistenfunktionen an der Neuen Kirche zurückgelegt hatte, sprach ihm Pfarrer Kopp im Namen der Gemeinde seinen innigsten Dank für seine treuen Leistungen aus. Eine andere Freude wurde ihm an seinem 80. Geburtstag im Bischoweiler Pfarrhause bereitet. Freudestrahlend saß der ehrwürdige Greis im Silberhaar inmitten seiner Kinder und Enkel, die ihre Glückwünsche ihm darbrachten, und der Gedanke an seine 80jährige, schön ausgefüllte Laufbahn stimmte sein Herz zum Lobe dessen, der ihn je und je geliebt und ihn und die Seinen zu sich gezogen hatte aus lauter Güte.

In den letzten Jahren seines Lebens übernahm Stern

noch einige bedeutende Orgelrevisionen, u. a. im Straßburger Münster, an St. Wilhelm, St. Nicolai und St. Aurelien. Diese Aufträge besorgte er wie immer mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Er prüfte sorgfältig jedes einzelne Register, untersuchte eingehend die Mechanik und das Gebläse und endigte jedesmal mit dem Vortrag einer eigenen Composition. Was die Urtheile betrifft, die er in seinen offiziellen Gutachten abgab, so zeugten sie stets von einer großen Billigkeit und einem unbestechlichen Rechtlichkeitsgefühl.

Von seiner Thätigkeit als Musiklehrer zog sich Stern allmählig zurück, seine Stunden gab er auf, aber seine Arbeitslust und seinen Schaffenstrieb verleugnete er niemals. Kurz vor seinem Tode mußte er ein ganzes Jahr lang, gesundheitshalber, seinen Organistendienst einstellen, zu Hause jedoch war er unermüdet im Componiren, Notenschreiben und Klavierspielen. Bis tief in die Nacht hinein saß er vor seinem Pedalsüßel und spielte Präludien, um nicht aus der Uebung zu kommen. Den Herbst 1886 brachte er in Bischofsweiler zu. Damals hielt sich der Kaiser in der Reichshauptstadt auf. Als die Nachricht kam, Seine Majestät wünsche einem Gottesdienst in der Neuen Kirche beizuwohnen, da ließ er sich's nicht nehmen, nach Straßburg zu reisen und den Festgesang auf der Orgel zu begleiten. Nur zweimal noch durfte der hochbetagte, 83jährige Künstler seinen Sonntagsdienst versehen, dann brach seine Kraft zusammen. Ende November streckte ihn ein Schlaganfall nieder, am Sonntag darauf schrieb er noch das Lied und den Predigttext für sein Leichenbegängniß auf, und am folgenden Mittwoch,

den 1. Dezember 1886, ging er in das obere Heiligthum ein. Dort darf er nun mit den selig Vorangegangenen Lieber im höheren Chor anstimmen und weit schönere Psalmen und Lobgesänge vernehmen als diejenigen, die er in seinem „Sternenkränzchen“ dirigiren durfte. Bei der Leichenfeier in der Neuen Kirche rief ihm sein Schüler Redslob Worte dankbarer Erinnerung nach, und die beiden fungirenden Geistlichen gedachten mit Rührung dieses ältesten Dieners der Kirche, der mehr als 40 Jahre lang die Gemeinde mit seinem herrlichen Orgelspiel erbaut hatte. Auf dem Friedhof St. Gallen, dicht neben den Gebeinen der vorangegangenen Mutter und Tochter, ruht der Leichnam des Entschlafenen. Sein Andenken aber werden nicht nur Kinder und Kindeskinde, sondern alle kirchlich gesinnten und musikalisch gebildeten Kreise unserer elsässischen Bevölkerung in Ehren halten.



Den andern die Zeit,
Dir selbst die Ewigkeit.



Das Gute schafft die Noth,
Das Bessere bringt der Tod.

